

#### IV.

Ich wurde in einem kleinen Dorf in Nyasaland geboren, am Fusse der Zomba- und Mulanje-Berge, vierzig Werst von der Grenze zu Mozambique entfernt. Meine Mutter starb bei der Geburt, ich war der letzte von vier Söhnen. Ich erinnere Hitze und Schatten, gelbe und sanfte Nachmittage. Blaue Hibiskusbäume leuchteten abends jenseits der Umzäunung am Rande unseres Dorfes. Ich erinnere Staub, Berge und Vögel. Wir sprachen Chiwa miteinander, Chichewa wurde unsere Sprache von den Fremden genannt.

Wie es üblich war, wurde ich als Letztgeborener an die Militärakademie in Blantyre geschickt. Seit vielen Jahrzehnten hatten schweizerische Divisionäre in gros-

sen Teilen Schwarzafrikas nicht nur Militärschulen aufgebaut, sondern führten sie auch. Man brauchte gute Soldaten und Offiziere für den Schweizer Krieg, und woher sollte man sie nehmen, wenn nicht vom nie versiegenden Menschenquell der afrikanischen Alliierten.

Ich hatte bei den britischen und portugiesischen Missionaren in der Nähe meines Dorfes Lesen und Schreiben gelernt, der aus der kanadischen Dominion stammende Padre, Bruder Keith, fühlte sich genötigt, mich nach den Unterrichtsstunden aus der Schar der Kinder herauszusuchen und alleine zu den Felshöhlen am Chongoni zu bringen, um mir dort die geheimnisvollen Malereien zu zeigen, jene konzentrischen Schraffierungen meiner Urahnen, deren steingewordene Wirbel und eigentümliche Figürlichkeit mich derart fesselten, dass ich erst sehr viel später und nur ganz beiläufig merkte, dass der Padre sich, hinter mir stehend, im schwachen Schein einer Öllampe, leise keuchend selbst befriedigte.

Als junger Rekrut – ich war vierzehn – hatte ich oft Fieber. Der Schweizer Militärarzt stellte fest, dass ich mich als Säugling mit Malaria infiziert hatte, obwohl es schon längst als überwunden galt, da die Amexikaner den Impfstoff mit Heissluftballons über Afrika abgeworfen hatten, bevor sie ihre Grenzen für immer geschlossen hatten und jener schreckliche Bürgerkrieg der gefieder-

ten Schlange dort zu wüten begann, von dem man nur sehr wenig hörte und dann nur Schreckliches.

Mein Herz lag nicht wie bei anderen Menschen auf der linken Seite des Körpers im Brustkorb verborgen, sondern auf der rechten Seite. Ich hatte es nie als besonders eigenartig empfunden, aber als mir der Militärarzt bei der ersten Aushebung – er rauchte dabei eine wohlriechende Papierosy – das eiskalte Stethoskop an den Brustkorb legte und die runde Membran bald nach links, bald nach rechts bewegte, war er zurückgeschreckt und hatte nicht nur die Tasse warme Milch mit Honig verschüttet, die er sich für die Nachtruhe zubereitet hatte – ich war einer der letzten von eintausend Rekruten an diesem langen Tag –, nein, er erschrak so heftig, dass eine in Formaldehyd eingelegte Heuschrecke vom Untersuchungstisch fiel, das kostbare Glas zerschellte auf dem Fussboden des Hospitals.

Wir zählten in Blantyre, das nach dem Geburtsort des englischen Forschers und Imperialisten David Livingstone benannt war, anderthalbtausend junge Männer, die meisten Nyanja wie ich, Frauen waren damals noch nicht an der Akademie zugelassen. Wir achteten die Schweizer Ausbilder; sie waren korrekt und auf ihre Art zuverlässig, sie schlugen uns nicht und sahen es uns auch nicht nach, wenn wir uns über ihre helle Haut lustig machten, ihre manchmal doch recht linkische, direkte

Art und über ihre furchterregenden gelben Haare, die gold schimmerten, wenn man sich daran gewöhnt hatte. Die Schweizer brauchten uns, und sie gaben uns Jungen Disziplin und ausreichend Nsima zu essen und einen neuen Glauben, das war mehr als genug. Am meisten beeindruckte mich die Bescheidenheit der Schweizer, dieses Störrische, verzagt Unbewegliche ihres Wesens. Sie waren niemals rechthaberisch oder grausam, aber sie schienen exakt zu wissen, was sie wollten. Sie schienen mir unbestechlich, gradlinig und fair, und mein grösster Wunsch war es, genauso zu werden wie sie.

Wir lernten, zu exerzieren und zu schiessen, mit Sturmgepäck zehn Werst zu rennen und danach, ohne vor Erschöpfung zu zittern, mit dem Bajonett exakt in die mit einem roten gepinselten Kreis angezeigte Mitte eines Strohsackes zu stechen. Wir lernten revolutionäre Schweizer Volkslieder zu singen, uns selbst zu verbinden und dunkel verglaste Schne Brillen zu tragen. Wir wurden auf den Krieg vorbereitet, der im kalten Norden wütete, wir trugen Wintermützen unter der afrikanischen Sonne und banden uns Filzstreifen um die Waden, um zu verhindern, dass der Schnee, den wir alle noch nie gesehen hatten, in die Stiefel drang.

Nach einer Weile sprachen wir auch untereinander kein Chiwa mehr, sondern Schweizer Mundart. Wir hörten die in Wachs eingebrannten Stimm-Schriften

von Karl Marx und die Geschichte des grossen Eidgenossen Lenin, der, anstatt in einem plombierten Zug in das zerfallende, verstrahlte Russland zurückzukehren, in der Schweiz geblieben war, um dort nach Jahrzehnten des Krieges den Sowjet zu gründen, in Zürich, Basel und Neu-Bern. Russland war durch die Folgen der ungeklärt gebliebenen Tunguska-Explosion von Zentralsibirien bis nach Neu-Minsk viral verseucht worden. Die unendlichen Weiten der Tundra, die fruchtbaren Weizenmeere des vorderen Ural waren für immer unbewohnbar, die immensen Nickel-, Kupfer- und Kornreserven waren verloren, das riesige russische Reich war eine einzige Ödnis voller giftigem Staub und todbringender Asche.

Wir erhielten hohe Dosen Vitamin D, sowohl zum reichhaltigen, nur ganz zuerst etwas fremdartig schmeckenden Essen beigemischt als auch zweimal wöchentlich intramuskulär gespritzt, da die Wissenschaftler uns erklärten, wir Afrikaner könnten aufgrund unserer Hautpigmentierung gerade in der kalten und sonnenarmen Schweiz dieses lebenswichtige Vitamin nicht ausreichend im Körper produzieren und speichern. Einige Burschen versteckten sich aus Angst vor den Injektionen in der Nähe der Latrinen, wir, die wir keine Furcht hatten, nannten sie von da ab lachend die „Braunen“.

Der englische König, so hörten wir, hatte sich mit den Faschisten, den Deutschen, gegen uns verbündet;

sie planten, ein dekadentes Grossreich zu schaffen, in dem wir Afrikaner Sklaven sein würden und sie die grinsenden Herren. Ein Ausbilder zeigte uns während einer politischen Unterrichtsstunde den erbeuteten Gürtel eines deutschen Soldaten, er hielt ihn mit spitzen Fingern, gerade so, als wäre es eine giftige Schlange aus dem Busch. Staunend wurde er umhergereicht, und wiewohl keiner meiner Kameraden lesen oder schreiben konnte, verstand ich sofort, was dort eingraviert war: *Gott mit uns* stand auf dem Koppelschloss der deutschen und englischen Soldaten.

Es gab keinen Rassismus, es sollte keinen geben. Die schweizerischen Ausbilder trugen grösste Sorge, diesen zu unterbinden und zu verbieten. Wir sollten Schweizer Offiziere werden, ungeachtet unserer Hautfarbe oder unserer Herkunft. Ein junger weisser Korporal aus dem Welschland wurde drei Wochen bei Maniokpulver und Wasser in Ketten gelegt, nachdem er in der Offizierskantine eine Sottise über afrikanische Affen erzählt hatte. Er war noch nicht lange im Nyasaland und schlug sich während des Erzählens des geschmacklosen Witzes vor Lachen auf die Schenkel, draussen wurde es schlagartig dunkel, er hatte wohl zuviel getrunken, die anderen Offiziere wurden immer schweigsamer, ihre Mienen verfinsterten sich, ein weisser Leutnant trat vor, löschte erst mit zwei Fingern zischend die Mückenkerze, drehte am Lichtschalter und legte dann dem Welschländer im

Schein der grossen Glühlampe warnend die Hand auf die Schulter. Schon am nächsten Morgen verantwortete er sich vor dem Militärtribunal. Diese Begebenheit sprach sich unter den Rekruten herum, und der Respekt vor der fairen Schweiz stieg und machte uns aufrecht. Wir waren naiv, gewiss, aber wir waren auch stolz.

Wir hörten endlich von dem grossen Réduit, der Alpenfestung; unsere Ausbilder standen an farbigen Schautafeln und sprachen von den unendlich tiefen Stolten, von den schweren Kanonen, die jederzeit, durch ein Schienensystem verbunden, auf Felssimse herausgerollt werden konnten. Überhaupt sei das ganze Réduit durch hunderttausend Werst unterirdische Schienen verbunden, soviel wie zweimal um den gesamten Erdball. Es gab, so unterrichteten sie uns staunende junge Burschen, manchmal bis zu sechs übereinanderliegende Trassen, durch die mit Soldaten und Material beladene Züge kreuzten, unerreichbar für den Feind, unzerstörbar durch Bombardement. In diesen Höhlensystemen, so sah ich vor meinem geistigen Auge, liefen die Soldaten zu Abertausenden unter gelben, schwach leuchtenden Lampen umher, punktuell von der Decke angestrahlt, wie Ameisen wimmelnd vor und zurück ins Dunkel. Ich sah mich selbst unter ihnen, beschützt in der Masse, eins mit der Erde, ich sah roten Lehm, Eis, Schnee, Uniformen, Eidgenossen, ich sah endlich den Krieg, ich konnte ihn fühlen, schmecken, riechen.

Manchmal fühlte ich mich, als sei ich in einer Art Ei aufgewachsen. Die Vorstellung jener schneebedeckten und ausgehöhlten schweizer Riesengebirge zog mich auf eine fast dämonische Weise an, mich, der als Bub gedacht hatte, die Mulanje-Berge in der Nähe unseres Dorfes seien schon das Höchste auf der Welt. In Blantyre erfuhr ich von der Existenz der Gletscherwelten im Norden, des gerechten Krieges, der dort auf und unter dem Eis geführt wurde, des brüderlichen Ringens des Schweizer Sowjetmenschen um eine gerechte Welt, frei von Rassenhass und Ausbeutung.

In meinen giftigen Träumen sah ich allerdings oft das Glas mit der Heuschrecke zerspringen und fühlte die Kälte der Stethoskopscheibe auf der Haut an meiner linken Brust, dort wo kein Herz verborgen lag. Es schüttelte mich am ganzen Leib, ein Gefühl der Übelkeit überkam mich stets, es war, als würde etwas aus mir geboren, als ob sich etwas abspaltete oder abschälte, es war wie eine Häutung von innen.

Als wir nach Jahren an der Akademie, in denen wenig und viel gleichzeitig geschah, zu Offizieren wurden, führte man diejenigen von uns, die sich durch Wissbegierigkeit, Zähigkeit und eine gewisse Eleganz des Wesens hervorgetan hatten, zu einer Manöverübung heran, die uns nicht nur die Wetterverhältnisse in der Schweiz simulieren, sondern auch die Metaphysik unseres neuen

Vaterlandes näherbringen sollte. Es ging zum Kilimanjaro, einem Berg viele hundert Werst nordöstlich von Blantyre. Wir bestiegen für den ersten Teil der Strecke einen Zug, der uns junge Männer weiter wegführte, als wir es je für möglich gehalten hatten. Nahezu unglaublich schien es uns, dass die Schweiz selbst noch zehnmal, nein, hundertmal so weit entfernt lag; die Ausdehnung der Welt und die damit korrespondierende Weisheit unserer Ausbilder schienen uns endlos.

Aus den offenen Waggons des Eisenbahnzuges ausgeladen, hatten wir kaum am Rand der Gleise unter der afrikanischen Sonne ein wenig rasten können, als ein junger schweizerischer Korporal uns schon zu einem Nebengleis führte, auf dem eine Draisine stand. Hinauf! Wir erklommen das Gefährt, zu viert, zu fünft, zu sechst, und fuhren nordwärts. Ein Kamerad spannte einen alten, durchlöcherten Regenschirm über unseren Köpfen auf, um uns etwas Schatten zu spenden. So ratterten wir, durch eigene Muskelkraft angetrieben, auf den blecherne Trittbrettern stehend, über die Savanne, wir tranken Wasser und assen ein paar Nsima-Kugeln rasch und abwechselnd, um die Fahrt nicht zu verlangsamen, bis endlich abends der immense Kegel des Kilimanjaro am Horizont auftauchte.

Seine Spitze war mit einer weissen, zuckrigen Hautbe überzogen, die an der Westflanke im Schein der unter-

gehenden Sonne orange- und rosafarben leuchtete. „Seht nur, Eidgenossen!“, ging ein Ruf. Wir hoben die Blicke empor, immer aufwärts. Oben, auf gleicher Höhe mit einer einzigen lieblichen, kleinen Wolke, umkreisten zwei mit dem Schweizer Kreuz bemalte Wasserstoff-Luftschiffe langsam und lautlos den Berg, eine Herde Zebras galoppierte durch die staubige Dämmerung, es war ein unvergesslicher, unvergleichlicher Anblick.

Die Draisine wurde am Bahnhof von Moschi ordentlich auf ein Abstellgleis gefahren, die Uniformen vom Staub der langen Reise freigeklopft. Wir meldeten uns alsbald beim Stationskommandanten, lieferten den mitgebrachten Postsack aus dem Nyasaland ab, erhielten Seile und grobwoollene Pullover als Ausrüstung und erklommen die Ausläufer des Kilimanjaro am nächsten Morgen. Die Savanne lag hernach still und golden unter uns.

Es ging zunächst durch dichten Regenwald, dessen grüne Baumstämme geisterhaft immer wieder durch ewige Nebelbänke stachen und uns wie zum Schein den Weg versperrten. Braune Bartflechten hingen tropfend in schemenhaften Fladen herab. Der Weg zu unseren Füßen war voller Matsch und feuchtkaltem Lehm, bis zu den Waden sanken wir hinein, von oben rann das Wasser, klatschte auf die herabhängenden Blätter und benetzte die Käfer, die eilig vor unseren Schritten das Weite such-

ten. Stunde um Stunde stiegen wir sachte bergan. Ein Geruch von Moder und Fäulnis durchzog die Luft, es war uns, als stiegen wir durch ein wässriges Totenreich. Ein Gefährte bückte sich, um die Egel mit der Hand von seinen Beinen abzureissen, sie hatten sich oberhalb der Stiefel festgesaugt. Wir sahen an uns herab, und tatsächlich waren wir alle von den schleimigen, hermaphroditischen Tieren befallen.

Wir waren Schweizer Offiziere, wir schnitten uns lachend mit den Messern die Blutegel von den Beinen, einem Kameraden jedoch war ein Egel während des Marsches unbemerkt in das Nasenloch gekrochen. Als er es bemerkte, begann er zu schreien und wollte nicht mehr aufhören. Wir legten ihn auf eine Decke und hielten ihn an den Schultern und Beinen fest, ich zog mit Daumen und Zeigefinger am Ende des Wurms, der aus seiner Nase ragte, er schrie, wir sollen aufhören, er habe grosse Schmerzen, ich griff zum Messer, nahm die Spitze der Klinge zwischen Daumen und Zeigefinger, zog und zog am Egel, dieser riss sich los, die Widerhaken in seinem Kopf rissen ihrerseits etwas Fleisch aus dem Naseninneren des Kameraden, der Egel flog in blutiger elliptischer Bahn in das organische Ganze des Urwaldes zurück, und während schon die nächsten Würmer mit für ihre geringe Grösse erstaunlicher Geschwindigkeit auf unser kleines tableau vivant zukrochen, lichtete sich für einen Augenblick der Nebel, die Sonne brach durch, und die

Sicht wurde frei auf eine Ebene baumloser Felsen über uns, hellbraunes, kristallines Geröll, soweit das Auge reichte, dann war an dessen Ende die abgeflachte Spitze des Berges zu sehen. Dort, dort oben war das weisse Wasser, der Schnee, das ewige Eis, welches die ganze Schweiz bedeckte. Staunend standen wir vor dem Anblick, bald würden wir es mit unseren eigenen Händen berühren können, das grosse kalte Weiss.

Da in den Widerhaken des entfernten Egelkopfes ein Gift enthalten war, welches die Hämostase verlangsamte, banden wir dem blutenden Eidgenossen ein baumwollenes Tuch vor das Gesicht und marschierten gemeinsam weiter, viele Werst, immer dem Schnee entgegen. Wir verliessen die feuchte Nebelzone und liefen nun auf dem sanft ansteigenden Gesteinsschutt; das Atemholen fiel uns immer schwerer, als ob der Sauerstoff aus der Luft gesaugt worden war. Und am frühen Nachmittag des zweiten Tages dann, während wir keuchend und vornübergebeugt, alle zehn oder zwanzig Schritte gelbweisses Sputum hervorhustend, an der Westflanke des Kilimanjaros standen, gewahrten wir vor uns, zum Greifen nahe, zum ersten Mal in unserem Leben, wie sich das organische und unendlich ephemere Etwas anfühlte, das die Schweizer Schnee nannten. Im Nyasaland gab es kein Wort dafür, da es nicht existierte. Wir griffen danach, wir leckten es ab, wir assen es, wir traten mit den Stiefeln hinein und sahen unsere Spuren, wir bewar-

fen uns damit, wir formten lachend daraus Löwen und schwebende Kugeln und Krokodile und überdimensionierte Penisse. Wir waren Schweizer. Vögel kreischten im Nebel unter uns, wir waren wie sie.

V.

Nach einer langen Weile des Reitens über ewig gleiche, verschneite Anhöhen und Felder, gegen Mittag, sah ich eine armselige Hütte am Rande eines Waldes stehen. Ich nahm die dunkel eingefärbte Schneebrille ab. Um mich war es still. Ein Eichelhäher hüpfte mir um die Hufe herum. Das Dach war an einigen Stellen mit Tannenzweigen geflickt, die Spuren der beiden Pferde meiner Appenzeller führten direkt zur Tür der Hütte und dann wieder weg, über die Felder im Süden. Dort hinten, in der dunkelgrau erscheinenden Ferne, hatte es wieder begonnen zu schneien.

Ich stieg ab, zog meinen Revolver, hockte mich hin und lauschte lange in den Wald hinein. Drei Paar Fusspu-